

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 210.

Mittwoch, 12. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banftrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(13. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

9.

Jeden Morgen, gegen neun Uhr, tauchte in der Deutschen Gesandtschaft in Brüssel ein seltsamer Mensch auf. Der Kleidung nach ein alter Mann, ein wenig schlampig, ein wenig schmutzig, aber das Gesicht wirkte trotz der weißen Haare jung und klug. Immer hatte er eine alte, abgegriffene Ledertasche an einem Riemen um die Schultern hängen, in der er Bindfaden, Nadeln, Streichhölzer, Nähgarn und dergleichen herumtrug, um sie in den Häusern der Vorstädte anzubieten.

Er hatte einen künstlichen Arm, dessen Hand von einem alten Glacéhandschuh überzogen war, dessen Leder längst nichts mehr von seiner ehemaligen Eleganz aufwies. Dieser körperliche Mangel ließ den Mann ein wenig unbeholfen erscheinen.

Er hieß Hans Spoeker, war Oldenburger. Er hatte während des Krieges den Arm verloren, hatte auf irgend einem Etappenposten ein belgisches Mädchen kennen gelernt und sie nach Kriegsende geheiratet. Sie starb mit ihrem Kinde im ersten Wochenbett, und so wurde er ein sonderbarer Kauz, ein Sonderling, dessen fixe Idee es scheinbar war, hausieren zu gehen, trotzdem er einiges Vermögen besaß, das ihm ein angenehmeres Leben ermöglicht hätte. Niemand hielt ihn übrigens für einen Deutschen, er sprach flämisch und wallonisch wie die Bevölkerung.

Spoeker hatte — außer seiner dicken Ledertasche — zwei Passionen. Die eine war: er schrieb Gedichte, lange, sehr lyrische Gedichte. In allen drei Sprachen, die er beherrschte. Und seit Jahren bombardierte er alle möglichen und unmöglichen Zeitungsredaktionen in Deutschland, Belgien und Frankreich mit seinen Erzeugnissen, ohne allerdings je das Glück gehabt zu haben, seine Gedichte gedruckt zu sehen. Sie auf eigene Kosten drucken zu lassen — wie man ihm listigerweise riet — dazu war er nun doch nicht dumm genug. Aber er litt an seiner verkannten hohen Mission und zögerte nie, dieses tragische Schicksal seiner Umwelt in allen Einzelheiten zu erzählen.

Seine zweite Passion waren Detektivgeschichten. Jede Woche kaufte er sich von dem Ertrag seines Hausierergeschäfts einen Detektivroman. Oder zwei. Antiquarisch, wenn möglich. Sonst neu. Alle Buchhändler Brüssels kannten seine Leidenschaft und reservierten ihm Romane, wenn sie ein seltenes oder neues Exemplar ergattert hatten. Spoeker hatte alle Sherlock-Holmes-Bücher des guten Conan Doyle, alle Mit Farter, und neuerdings alle Erzeugnisse der berühmten Schriftstellerei Edgar Wallace. Er las sie mit Eifer und Verständnis.

Dass er dabei selber ein ausgezeichnetes Detektiv in miniaturen werden konnte, ist immerhin erstaunlich. Seine dritte Leidenschaft verschwiegte er geflüstert. Nur sehr wenige Menschen wussten davon — die aber wussten, schätzten Spoeker auch hoch und wussten die Dienste, die er ihnen leistete, sehr wohl zu schätzen. Er, der ganz Brüssel kannte, der in jedem Caféhaus, jedem Restaurant, in vornehmen, in einfachen und armen Häusern ein- und ausging, war oft der beste Helfer der Brüsseler Kriminalpolizei — und im geheimen

auch ein Helfer des Deutschen Konsulats, wenn es sich darum handelte, deutsche Staatsbürger ausfindig zu machen, die sich aus naheliegenden Gründen in Brüssel zu verstecken suchten.

Ein seltsamer Mensch dieser Spoeker.

Früh morgens um acht Uhr erschien er Tag für Tag im Justizgebäude in Brüssel, um sich Informationen und Aufträge zu holen — um neun Uhr war er bereits im Deutschen Gesandtschaftsgebäude zu finden, und mancher kleine Gesandtschaftsbeamte wunderte sich, daß Freiherr von Kauch jeden Tag Kragentöpfe und Schnürriemen brauchte, denn jeden Morgen verschwand der Hausierer im Privatbüro des Attachés.

„Schlechte Zeiten, schlechte Zeiten“, meinte er eines Morgens, behaglich in den bequemen Klubstuhl des Gesandtschaftszimmers zurückgelehnt. „In Deutschland wird jetzt soviel geklaut. Nichts wie Unterschlagungen und Betrügereien, Einbrüche und Raubüberfälle. Haben Sie die Zeitungen schon gelesen, Erzellenz?“

„Ja. Es ist schlimm“, bestätigte Baron Kauch. Er war heute ungeduldig — hatte irgendwo ein Rendez-vous verabredet. „Bringen Sie sonst nichts Neues?“

„Ich wollte selbst fragen, Herr Baron“, grinste Spoeker. „Was sagt Frankfurt zu dem J.-L.-Wagen, den ich aufgegaßelt habe?“

„Halt — das hätte ich ja beinahe vergessen.“ Baron Kauch schlug sich vor die Stirn. „Scheint ja sogar eine dicke Mordgeschichte zu werden. Gestern nachmittag kam das Funktelegramm. Wir sollen sofort die Spur aufnehmen. Den Besitzer, Aufenthalt usw. feststellen. Wir wollen aber die belgischen Behörden einstimmen nicht besonders belästigen damit, ehe wir nicht Positives wissen. Prestige, Sie verstehen. Haben Sie Lust, die Sache zu übernehmen?“

„Wird gemacht“, bestätigte der Hausierer lachlich. „Haben der Herr Baron sonst etwas nötig? Kragentöpfe? Streichhölzer? Echte bolschewistische — keine Schweden. Schuhriemen? Feinste Qualität.“

„Danke, danke ... !“, wehrte Kauch lächelnd ab. „Bin auf Jahrhunderte hinaus versehen. Sie können den ganzen Kram gelegentlich wieder mitnehmen. Ich gebe Ihnen die ganze Geschichte gerne umsonst wieder zurück, wenn Sie mir versprechen ...“

„Bedaure“, meinte Spoeker gelassen. „Ich nehme prinzipiell keine Geschenke an.“

Bedächtig schob er mit der einzigen Hand den Riemen der Ledertasche über die Schulter.

„Guten Morgen auch“, nickte er freundlich.

„Servus“, machte Kauch.

„Gott sei Dank“, setzte er leise hinzu.

Spoeker, der den amerikanischen Wagen mit der deutschen Polizeinummer auf einem seiner Rundgänge gesehen hatte, steuerte direkt auf das fragliche Automobilgeschäft zu. Es lag in einer schmalen, abseitigen Straße, schon von weitem durch die grell bemalten Tankpumpen zu erkennen. Mehr Reparaturgeschäft und Großgarage, denn Verkaufsgeschäft, vermittelte er mehr Gelegenheitsverkäufe seiner Kunden. Im Zi-

garrengeſchäft an der Straßenecke ließ ſich Spoeker alle dieſe Dinge erzählen, ehe er ſeiner Aufgabe näher trat. Der deutſche Wagen ſtand noch immer im Hof, der von Öl und Fetten verſchmutzt war. Spoeker blieb an dem Wagen ſtehen, er hatte ſein freundlichſtes Lächeln aufgelegt und wartete. Niemand kam. Aus dem Innern des Reparaturhauſes klang Hämmern und Feilen.

Spoeker trat näher. Lüftete höflich, liebenswürdig den Hut, als er des Garagenmeiſters anſichtig wurde, der auf dem ſchmierigen Boden kniete und ſich vergeblich bemühte, eine widerſpenſtige Laufdecke auf eine verroſtete Felge zu ziehen.

„Brauchen Sie keine Streichhölzer, Schuhriemen — habe auch nette kleine Photographien . . !“, lächelte Spoeker geheimnisvoll.

„Je m'en f . . !“, ſuchte der Monteur, ohne aufzuſehen. „Hau ab — ich habe verdammt keine Zeit.“

„Na, na“, beruhigte ihn Spoeker. Und ohne ein Wort weiter zu verlieren, ſtemmte er ſich gegen die fortrutschende Felge in der Hand des Arbeiters. „So geht es beſſer“, meinte er dazu. Der Garagenmeiſter brummte etwas unwillig vor ſich hin, aber er nahm die Hilfe an.

Eine Zeitlang ſah Spoeker ſchweigend den Bemühungen des Arbeiters zu.

„Schöner Wagen da draußen“, meinte er dann mit einer Kopfbewegung nach dem Hof zu. „Wohl Kunde bei euch?“

„Welcher Wagen, der grüne?“ Zum erſtenmal ſah der Arbeiter auf. Es ſtanden vier oder fünf Automobile in dem engen Hof.

„Ne, der deutſche. Iſt er ſutſch?“

„Nein. Wir ſollen ihn verkaufen.“

„Gaule Sache?“

„Ja. Der Mann will zu viel. Und ſchnell ſoll es auch noch gehen. Als ob die Leute die Tausendfranks-Noten nur ſo in der Taſche herumtrügen, um ſich einen Wagen zu kaufen. Wie man Zigaretten kauft.“

Spoeker nickte eifrig. „Romische Idee übrigens, von Deutschland bis Brüssel zu fahren, wenn man verkaufen will. Dem Mann iſt wohl das Kleingeld ausgegangen?“

„Möglich. Er ſah ganz ſo aus.“ Der Garagenmeiſter hatte einen Schraubenschlüssel aus der Taſche genommen und hämmerte nun wie irrsinnig auf der Felge herum.

„Scheußliche Arbeit“, ſekundierte Spoeker.

„Sagen Sie mal, kennen Sie den Beſitzer von dem deutſchen Wagen?“, fragte er dann wie von ungefähr.

„Warum?“ Der Garagenmeiſter hob den Kopf.

„Na — nur ſo. Ich wüßte vielleicht einen Käufer. Man kommt viel herum, hört viel, kennt viele Leute. Es wäre nicht das erſtemal, daß ich ein ſolches Geſchäft mache.“

„Ah?“ Der Schwindende ließ den Schraubenschlüssel ſinken. „Sicherer Kunde?“

„Ja, das heißt — iſt der Verkäufer ſicher?“

Der Garagenmeiſter lachte beruhigend. „Gott, ein junges Kerlchen, zwanzig vielleicht. Wenn die Sache ſtimmt, iſt's gut. Wenn nicht, was geht das uns beide und unſere Proviſion an? Die Wagenpapiere ſcheinen jedenfalls in Ordnung. Wo der Mann wohnt, weiß ich nicht. Wird wohl in einem Hotel ſein. Er hat ſich Quittung geben laſſen und wollte in acht bis zehn Tagen wieder kommen. Vielleicht reicht ſein Geld ſo lange noch.“

„In acht Tagen erſt?“, fragte Spoeker enttäuscht. „Schade. Mein Interessent wollte ſofort kaufen. Iſt ſcharf auf Wagen, die aus deutſcher Montage kommen. Na — will man ſehen . .“

Langſam, ein wenig unbeholfen, wandte er ſich zum Gehen.

„Halt“, rief der Garagenmeiſter hinter ihm her. „Wollteſt du mir keine Streichhölzer verkaufen?“

„Sofort, ſofort“, beeilte ſich Spoeker und drehte ſich wieder um. „Keine Schuhriemen gefällig . . ?“

*

In Frankfurt am Main waren inzwiſchen die Erhebungen auf dem toten Punkt angelangt. Man kam einfach nicht weiter. Weiß — er ſelbſt war verärgert und ſchlechter Laune — wurde zur Berichterſtattung zu ſeinem Vorgeſetzten gerufen.

„Wir müſſen warten, Herr Polizeirat“, ſagte er nun immer wieder.

Der Polizeirat machte ein unzufriedenes Geſicht. Nerdos trommelte er mit ſeinem ſilbernen Bleiſtift auf die Tiſchplatte. Er ſah gründlich verſtimmt aus.

„Was heißt das: warten? Die Preſſe beginnt ſchon über uns ſich luſtig zu machen. Sie wirft uns vor, daß wir die Unterſuchungen unrichtig und viel zu ſchlapp vornehmen. Irgend eine Spur müßte doch vorhanden ſein. Und das Ärgerliche an dieſen öffentlichen Vorwürfen iſt, daß ſie nicht einmal unberechtigt ſind. Daß Ihnen das nicht verſchweigen, Weiß. Haben Sie den Diener verhaftet laſſen? Iſt der Chiari ſchon eingeliſert? Was meldet Brüssel? Warum ſchicken Sie nicht einen Beamten nach London? Irgendwie muß dieſer verfluchten Sache doch beizukommen ſein. Ich verſtehe das ſelbſt nicht. Oder wollen Sie wieder Berliner Beamte vor die Naſe geſetzt bekommen? Wie das mals in der Homburger Sache?“

„Ich glaube, Herr Rat, daß Sie die Angelegenheit vom falſchen — nämlich: zu ſehr von Ihrem Standpunkt aus betrachten. Auch Berliner Beamte würden ſich in dieſem Labyrinth nicht ſo ſchnell und einfach herausfinden. Vielleicht darf ich Sie auch daran erinnern, daß die Unterſuchungen in der Homburger Affäre Dreier nicht von mir, ſondern von Ihnen ſelbſt geleitet wurden. Wenn Sie ſelbſt allerdings die Preſſe ſtelle beauftragen, falſche — oder beruhigende Meldungen an die Zeitungen weiterzugeben, dann iſt es nicht erſtaunlich, daß die Preſſe durchaus berechtigte Vorwürfe erhebt. Die Leute von den Zeitungen ſchließlich keine kleinen Kinder mehr, daß den Zweck unſerer Berichterſtattung nicht durchſchauen könnten. Man weiß viel zu gut, daß wir zunächſt mit unſerer Weiſheit nicht weiterkommen.“

Weiß ſagte das ruhig und ſehr beſtimmt. Der Polizeirat ſah erſtaunt und beleidigt auf.

„Laſſen Sie dieſen gereizten Ton“, ſagte er mit Strenge. „Er führt zu nichts. Wie lange benötigen Sie noch für die einzelnen Unterſuchungen?“

„Ich kann unter den augenblicklichen Umständen keinen Termin angeben“, gab Weiß zurück.

„Gut — ſehr gut“, meinte der Polizeirat ernſtlich aufgebracht, „ich laſſe Ihnen noch acht Tage Zeit.“

„Es tut mir leid, auch dieſen Termin nicht nehmen zu können“, ſagte Weiß ruhig. Er verbeugte ſich leicht und ging. (Fortſetzung folgt.)

Altes Volkslied.

Nachdichtung von Walter Medauer.
Rittersporn und Teufelskraut
Sind auf unſerem Beet gebaut.
Fertig ſoll der Garten ſein.

Rosmarin und Herzensgold
Meine Mutter pflanzen wollt.
Fertig ſollt der Garten ſein.

Doch mein traurig Herze ſpricht:
Liebe Mutter, tu das nicht,
Nimmer ſoll ein Garten ſein.

Warum weinſt du, lieber Sohn?
Mutter, baue blut'gen Mohn.
Schlaf ſoll nun mein Garten ſein!

Wetter und Schicksal über dem Rheingau.

Von Josef Schmidt, Eltville.

Giftig gelb und unheimlich dunkel droht das Wetter schon über eine Stunde greifbar nahe im Wetterloch über dem Rhein. Eine graufige Stille liegt über dem Dorf. Die letzten Arbeiter kommen aus den Weinbergen und Feldern. Selbst die Buben sind in die Häuser geflüchtet und drücken sich in die Ecken.

Unruhig gurgelt das Wasser des Baches dem Rhein zu. Ein Wagen rast durch das Dorf. Er flieht vor dem Wetter. Der alte Bach-Michel steht am Fenster und sieht dem Ziehenden nach.

Da löst sich ein Blitz aus der bleiernnen Schwere des tiefen Gewölks und zerbricht weißhell das graufige Däuser. Spitz wirbelt der Donner hinein.

Den Bach-Michel hat es plötzlich gepackt, und wie gelähmt setzt er sich auf die Bank hinter dem Tisch. Mutter und Sohn springen erschreckt zu ihm hin, da aber lenkt ein Lachen und Rauschen sie ab. Ein Wollenbruch schlägt auf die Erde.

Wie ein weißgrauer Nebel schiebt es sich in die Straße und trübt den Blick zu den Häusern der Nachbarn. Blitz und Donner in ihrem betäubenden Wechsel von zerrendem Licht und scharfschneidigem Schall lähmen die Sinne.

Kathrein, des Bach-Michel ältere Schwester, hat die gelegneten Kerze angezündet und hält geweihte Zweige in die fast erloschenen Glutten des Feuers. Die Großmutter betet murrend an einem Geseß des Rosenkranzes, und der kleine Enkel stottert ängstlich beim niederfahenden Donner sein rettendes „Gott sei bei uns“.

In wohlthätiger Befriedigung lechzt die Natur sich an dem Spiel der eingeseßten Kräfte und peitscht der weisesten der Kreaturen das Bewußtsein ihrer Ohnmacht wach.

Da sitzen sie, der hochbetagte Vater und sein Sohn, und schließen beim grellen Zuden des Blitzes die Augen — genau wie die Kinder, die sich fürchten vor dem Feuerstrahl aus der Hand des lieben Gottes.

Ströme aus den Wolken des Himmels waschen ihr Hoffen aus den zaghaft zitternden Seelen und erlösen es im Urelement der Schöpfung.

Auf den Feldern draußen beugt sich die reife Frucht unter der klatschenden Wucht der wütenden Wasser und von den Bäumen fallen die Früchte — schon so farbig gerundet von der brennenden Sonne des Sommers.

Von den Bergen stürzen die Fluten und reißen das durstig lechzende Erdbreich mit in die talwärts fallenden Wege.

Die Nebel lösen die aufrecht gebundenen Zweige von Stöcken und Pfählen, und ihre Blätter zerbrechen als Dach über den tödlich geschwellten Bergeln der Trauben. Den gießenden Regen hat ein prasselnder Hagel verdrängt, und unbarmherzig schlagen die grobkörnigen Schöße auf die schwächsten von ihnen — und schwach sind sie doch alle — hinab auf weißbesäten, wasserdurchtränkten Boden. Jedesmal, wenn der Sturm den Regen mit Geißelhieben durch die ängstlich umsorjten Reihen der Nebel jagt, dann geht ein tropfendes Schütteln durch die knorrigen Altstämme und ein schreckhaftes Beben über die feingliederigen Stöckchen der jungen Pflanzungen. — Die Ernte des peitschenden Sturmes sind dann vernichtet zu Boden gerissene Trauben.

Wenn es dann drunten im Dorfe hohnlachend und grell pfeifend an die Scheiben der Fenster schlägt, dann weiß man drin in den Häusern, welch schrecklicher Schaden in den Weingärten draußen entstanden. Die Hoffnung von langen, mehr als dreimal hundert Tagen ist in zählbar wenig Augenblicken in ein Nichts zerbrochen worden — und — in den Scherben einer mühevollen Jahresarbeit reifen spärliche Reste einer armseligen Ernte entgegen. — — —

Der Bach-Michel ist in der Stube drinnen aufgestanden, und mit verbissenen Zähnen starrt er hinaus in den allmählich langsamer fallenden Regen. Er hat die Hände zur Faust geballt, als wolle er mit der gesamten Kraft seines Körpers die Gewalt des Wetters zur Räßigung zwingen. Wie in Gedanken geht er zum Wetterglas, dreht sich aber schroff wieder zur Seite. — Brütend setzt er sich wieder in den Lehnstuhl neben der unentwegt stehenden Standuhr. — — —

In seiner Seele ist Nacht, dunkle Nacht. In dumpfem Brüten windet sich die Seele in dem Labyrinth der tausendspaltigen Gefühle und trampft sich zusammen wie ein vor dem Grauen des Tages aufgeschreckter Vogel des Waldes. Wohin sie greift, sie tastet sich vorbei an ausgehöhlten Leeren und gähnendem Nichts. — Graufige Tiefen — wofür? — — und jetzt? — — — Fluchender Zorn grinst der Vernunft ins Gesicht! — — —

Lange düstert der Bach-Michel so vor sich hin.

Da ist es, als habe der tiefgeschöpft Atem ihm die Last von der Seele gehoben, und er redet sich in die Höhe. — —

Das Wetter hat sich draußen gelegt. Der Donner rollt aus

der Ferne. Das Fenster steht offen, und wie von Balsam gewürzt strömt die Luft in die dumpf belastete Stube.

Der kleine Hans-Josef ist auf die Truhe am Fenster gestiegen und schaut — von all dem Vergangenen unberührt — hinaus auf die Straße. Lange wirds ihn hier drin in der Stube nicht mehr halten, denn die Nachbarsbuben sind schon ziemlich weit mit ihren neugierigen Nasen auf die Straße vorgebrungen.

Aus den Weinbergen kommt ein Strom.

Den Bach-Michel hält's nicht mehr zu Hause. Er greift nach dem schlapprandigen Wetterhut an der Wand und sucht im Schuppen nach einem Sack und der Hacke.

Dann steigt er hinaus in die Berge.

Furchtbare wartet draußen auf ihn. Der Herrgott hat sie entseßlich hart an den Boden gedrückt, — — — und — — — der Bach-Michel tritt den Heimweg an. — Das Wasser hat sich in den holprigen Regen verlaufen und steht im Dorfe drunten in großen Tümpeln und Pfützen.

Das Gewölke ist lichter geworden. Friedliche Wollenfahnen kommen vom Westen, wo die Sonne hinter dünnen Dunstwänden schon zur Reize geht.

Auf dem Dorfplatz neben der Brücke, wo der Weg von den Weinbergen in die Nebenstraße einmündet, ist die jüngste Jugend des Dorfes versammelt. Darfuß plantischen und plätschern die Kleinen in dem dickflüssigen Wasser und bauen Dämme, um es für ihre papierernen Rähne und hölzernen Bootchen zu stauen.

Hier heißt es: eilen, denn gar zu bald sind all die Gassenherrlichkeiten in ein Nichts zerronnen. Mit heller Begeisterung und freudetrunknen Kosten die Buben die kurze Stunde. Der Waghalsigste einer ist des Bach-Michels Enkel, der kleine Hans-Josef. In die eitle Freude dieses ungetrübten Kinderglücks tritt der seelisch am Boden kriechende Alte.

Abseits bleibt er stehen. Ein Väckeln legt sich um seine zitterigen Lippen.

Er schaut den Kleinen zu.

Was kummert die der Wellenschlag des Lebens! Dort schlägt das Schicksal Lebenswerte in ein Nichts und spült die Kostbarkeiten in die Gasse, und auf den Trümmern baut sich eine Welt der Glückseligkeiten auf. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder —“

Die Sonne hat sich durch die Wolken hindurchgearbeitet und verschwendet goldenes Licht vor ihrem Niedergang. — — —

In wenigen Stunden bringt sie neuen Tag und neues Leben. — — —

Drei Männer in einem Haus.

Von Clara Blühgen.

„Es maufelt schon wieder!“

„Was heißt das: es „maufelt“? Das ist eine poetische Abkürzung für das unschöne: „es riecht nach Mäusen“. Also es riecht nach Mäusen, nach lebendigen Mäusen, die irgendwo in der Wohnung, vielleicht unter den Dielen, ihr Unwesen treiben. Ein unbestimmter, schwerer, widerwärtiger Geruch, der kommt und verschwindet, je nachdem die Maus sich bewegt.“

Was tut man nun gegen das „Maukeln“? Man steckt in alle verdächtigen Ecken Lappen, mit Terpentin getränkt, und Väckeln eines besonderen Krautes, das jeder Mäusenase unerträglich sein soll. Man rückt Sofas und Schränke von den Wänden, um Spuren der Unholde zu finden. Man stellt Fallen auf: Klappfallen, die das Mäuschen beim ersten Speckgenuß ertönnen; Rindfallen, in denen die Maus eine Weile bei lieblich angebratenem Speck ein behagliches Dasein führen kann, bis man sie im Wasserreimer ertränkt. Langfallen, wie sie in vergangenen Tagen von Slovalenjunglingen feilgehalten wurden. Wasserfallen, bei denen die Ahnungslose, noch den Speckbissen im Mäulchen, in einen tiefen Wasserbehälter plumpst — rettungslos. Ein ganzes Arsenal von Fallen verteilt sich über die Wohnung.

Und mit Erfolg. Dort in der dunklen Ofenecke, wo man schon ein verdächtiges Kaspeln vernommen hat, beherbergt die Rundsalle ihrer drei; winzige Geschöpfe, nur glibbelang, mit erstaunten blanken Perläugeln, kleine Dummlinge, jedem Genuß präfungelos nachgebend. Das ist nämlich das Erschwerende beim Mäusenfang: nur die ganz kleinsten dummen lassen sich überlisten; die ausgewachsenen tragen ein — vielleicht atavistisches — Gefühl für die Gefährlichkeit von Fallen und der Tücke der bösen Menschen in sich.

Unser ganzes Haus ist „vermaust“. In den unteren Etagen hat es angefangen, und Jahre hat es gedauert, bis der Fluch zu meinem Licherheim „vier Treppen unterm Dach“ hinaufdrang. Generationen über Generationen sind in dieser Zeit gezeugt worden; unzählbar ist die Menge der Einzelgeschöpfe.

Glücklicherweise war meine Schlafstube einstweilen mäusefrei geblieben, bis eines schönen Tages vor meinen erstaunten Augen ein vergessenes Weißbrötchen auf einem Tischchen begann sich zu bewegen. Waren hier spiritistische Kräfte bei der Arbeit? Ach nein! Zwei aufgerichtete Mäusedörren ragten pudig über die Weißbrötchenkruste, ein munteres Köpfchen folgte nach. Da half nichts als eine Falle aufzustellen.

Nach zwei Stunden dauerte es, daß in der Rundfalle ein schönes taubengraues Mäuschen in aller Ruhe den gerösteten Speck benagte. Gar vertraulich äugte es zu mir her, und als ich ein Stüchchen süßen Keks in die Falle warf, legte es den Speck zur Seite, um sich an die Nachspeise zu machen. Natürlich gehörte etwas Trübsalbares dazu. Auf dem Stiel eines Kaffeeöffels reichte ich ein paar Tropfen Milch, die gleich darauf mit offenbarem Behagen geschleckt wurden. Da wuchs es in mir auf, ein Entschluß: Du wirst niemals ersäuft werden! Nie!

Fand sich da auf dem Boden ein „Reptilienläufig“, in dem vor Zeiten eine einsame Eidechse aus Entsetzen über einen hochsommerlichen Donnererschlag ihr Leben ausgehaucht hatte. Vier helle Glasplatten, unten ein Fries aus durchlöcherter Blech, ein ebenfolches spitzes Dach. Aus einem Kästchen wurde mühelos ein Nuheraum mit rundem Schlupfloch und hochzuhebendem Deckel gezimmert, das „Häuschen“. In der einen Ecke ein Blumentopf mit eingepflanzter Tanne, in der anderen ein Näpfchen Milch, eines für Trockenkost. Das anspruchsvolle Mäuschen durfte mit dieser Gefangenschaft zufrieden sein.

Seine erste Tat war, sich ins „Häuschen“ zurückzuziehen, mit der Wattenpolsterung das Schlupfloch fest zu verstopfen, nur zu den Mahlzeiten zu erscheinen. Es fügte sich aber glücklich, daß gleich darauf ein zweites Mäuschen in der Falle hauchte; und da der Mensch und der Mäuserich nicht allein sein mag, wurde auch dies in den Reptilienläufig übergeführt. Die erwartete Freude über den Genossen blieb aus. Drei Tage lang blieb ihm das „Häuschen“ verschlossen, drei Tage lang mußte er wie ein Laubfrosch oben auf der Tanne hocken. Dann fing sich ein drittes Mäuschen, ein winziges Gebilde, wohl eben erst durch einen tödlichen Zufall von der Mutterbrust gerissen. Ein ganz absonderlicher Schreden mußte „das Kleine“ in die Falle gejagt haben.

Nun ereignete sich etwas Seltsames: Eins und zwei, die bisher in offener Zwietschacht gelebt hatten, fanden sich nun in zärtlicher Liebe für Numero drei. Die betretenen „das Kleine“, an dessen Existenz sie gewiß so unbeteiligt wie möglich waren, mit warmer Elterngüte, als sei es ihr eigen Fleisch und Blut. Zwischen den beiden, dicht angeschmiegt, mußte es sitzen, um es recht warm zu haben. Schien die Sonne, so wurde es in den hellen Streifen gelegt, auf eine Wattenunterlage, die zuvor dem „Häuschen“ entnommen war. Sie pupten das Kleine, sie lernten es an, es selbst zu tun, und als es etwas erwachsen war, halfen sie ihm die Tanne zu erklettern, die ihm nun allein zulang.

Wirklich, man hätte glauben können, es handele sich um eine „Familie“, denn alle drei waren sie taubengrau, mit weißem Chemiesett und weißen Manschetten, aus denen die weißen Pfötchen wie Menschenhände guckten. Freudig warteten wir auf Nachkommenschaft. Da begab es sich, daß ein echter „Kenner“ unsere Siedlung in Augenschein nahm, und sofort stellte er mit unwidersprechlicher Bestimmtheit fest, daß alle drei männlichen Geschlechtes waren. An sich hätte es ja nichts geschadet. Aber allmählich fing unser „Dreimännerhaus“ an, unerträglich zu „mäuseln“, trotz oft gewechseltem, pfefferminzduftendem „Mäuselband“. So wurde denn die ganze Gesellschaft eines Abends mit reichlicher Wegzehrung auf dem Hofe am Müllkasten ausgejagt.

Mein Wort habe ich wenigstens gehalten: „Du wirst niemals ersäuft werden! Nie!“

Die Birken im deutschen Wald.

Von Oberförster Nistow, Arnswalde.

Wollte man den Versuch machen, die Waldbäume mit Menschen zu vergleichen, so würde man der weis-schimmernden Birke mit dem zierlichen Hängewerk ihrer Zweige die Rolle der jungfräulichen Schönheit zusprechen müssen. Jeder kennt sie und jeder hat ihre Freude an ihr, ob sie im hellgrünen, duftigen Frühlingsgewande den einförmigen Kiefernwald ziert, oder im Winter mit ihrer eleganten Silhouette gegen den grauen Schneehimmel steht.

Botanisch unterscheiden wir bei uns die gemeine Birke, auch Hängebirke, Weiß- oder Sandbirke genannt (*Betula verrucosa*) und die Haar-, Ruch-, Schwarz- oder Moorbirke (*Betula pubescens*). Wie schon der Name zu erkennen gibt, ist die Sandbirke anspruchslos. Sie liebt trodene Sandböden, aber auch feuchte anmoorige Böden. Die Moorbirke beansprucht mehr Bodenfeuchtigkeit und wächst in der Ebene daher hauptsächlich auf Moorböden. Waldbaulich ist die Birke ein Waldbaum des Nordens und mehr in der Ebene als im Gebirge heimisch, obgleich sie in den Bergen bis zur Baumgrenze vorkommt. Die waldbauliche Bedeutung wächst, je weiter man nach Osten kommt. Im europäischen Rußland und auch in Skandinavien erwachsen Birken im reinen Bestande, aber auch im Gemisch mit Aspa und Fichte zu größter Vollkommenheit.

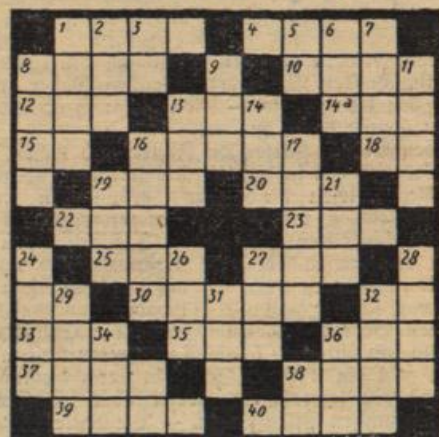
Bei uns soll die Birke wirtschaftlich ein Mischholz sein. Besonders wertvoll ist sie für die reinen Kiefernwaldungen

als oft einzig fortkommenes Laubholz. Als Baum des Bestandes und für Wegeinfassungen ist sie häufig die passendste Holzart. Als Boranbauholzart, als Schutz- und Treibholz leistet sie aber auch hervorragende Pionierarbeit für nachfolgende, bzw. mitangebaute andere Waldbäume. In reinem Bestande ist die Birke bei uns nur unter bestimmten Voraussetzungen zugelassen, da sie sich sehr früh Licht stellt, den Boden nicht genügend beschirmt und mit ihrem geringen Laubabfall jeden Boden, der irgendwie Neigung zur Verödung hat, verkommen läßt. Birkenwirtschaft und schlechter Waldbestand sind dadurch verwandte Begriffe geworden. Unter günstigen Bedingungen pflanzt sich die Birke von alten Mutterbäumen aus häufig in junge Kulturen und Beständen ungerufen an und kann mit ihrer Vorwüchsigkeit und ihrer peitschenartigen Baumform durch Beschädigung ihrer Nachbarn lästig werden.

Man sollte den schönen Baum aber nie ganz aus dem Walde verbannen, denn neben seiner Schönheit besitzt er auch noch genügend andere gute Eigenschaften. Neben hochwertigem Brennholz liefert er mancherlei Nutzholz, Wagnerholz zu Deicheln, Leiterbäumen, Felsen und anderem und Holz zu Gewehrkästen und Möbeln. Die Birkenruten sind begehrtes Besenmaterial, die Rinde wird zum Gerben und zur Gewinnung von Birkenleer und Birkenjuchtenöl benutzt. Die Blätter geben ein gutes Laubheu für Ziegen und Schafe und der Birkenast wird zu schaumweinartigen Birkenwein vergoren oder zu dem bekannten Haarwasser verarbeitet, das so manche jungfräuliche Schönheit zur Pflege ihrer kurzen oder langen Flechten benutzt, um noch schöner zu werden. Und zu guterletzt die Maien zum Pfingstfest wollen wir alle nicht missen.

Holz und Rinde, Äste und Ruten, selbst das Laub und der Saft der Birke können verwertet werden. Damit dürfte der Nutzen dieses anspruchslosen Baumes überwiegen. Die landschaftliche Zierde unserer Wälder, die Birke, wird ihren Platz unter unseren deutschen Waldbäumen immer behalten.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Nahrungsmittel, 4. deutsche Stadt, 8. Schmutz des Baumes, 10. bibl. Gestalt, 12. mitteldeutscher Fluß, 13. Erdformation, 14a. Schweizer Kanton, 15. Tierprodukt, 16. Fernleitung, 18. chem. Zeichen, 19. Schmutz, 20. Fisch, 22. Tonstufe, 23. Schlange, 25. Viehfutter, 27. Tittel, 30. südamerikanisches Gebirge, 32. Abkürzung für Firma, 33. türk. Vorname, 35. russischer Fluß, 36. flüssiges Fett, 37. Frühling, 38. Waldgewächs, 39. altertümlicher Stamm, 40. norddeutsche Hafenstadt. — Senkrecht: 1. kleine Sunda-Insel, 2. altholändisches Getränk, 3. russischer Fluß, 5. Doppelookal, 6. Vogel, 7. Stadt in Italien, 8. Gesangsmelodie, 9. Donau-Nebenfluß, 11. Ansicht, 13. Unternehmen, 14. Mädchenname, 16. asiatische Halbinsel, 17. Schwiegervater Jakobs, 19. Säugtier, 21. alter Maß, 24. russisches Gebirge, 26. Bindewort, 28. Nährprodukt, 29. Metall, 31. kirchliches Bauwerk, 32. Tierhaut, 34. Nebenfluß der Donau, 36. kleine deutsche Insel.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 208. Von oben nach unten: 2. Ida, 3. Nora, 5. Oman, 6. Gal, 8. Lehm, 11. Stempel, 12. Neumarkt, 13. Rippe, 14. Anden, 16. Leo, 18. Uri, 23. Iris, 24. Fell, 25. Dase, 26. Pa, 27. Nil. — Von links nach rechts: 1. Kino, 4. Moh, 7. Edo, 9. Mai, 10. Arsenal, 14. Atben, 17. Enru, 19. Bern, 20. Nord, 21. Po, 22. Pia, 24. Ferro, 26. Pelikan, 28. Wa, 29. Sir, 30. Oslo, 31. Wels.